



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jansen, F. G.: Robert Schumanns schriftstellerische Thätigkeit : nebst
neuen Mitteilungen zu seinem Leben

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Robert Schumanns schriftstellerische Thätigkeit

Nebst neuen Mitteilungen zu seinem Leben

Von f. G. Jansen



Im Schumanns schriftstellerische Thätigkeit von ihren ersten Anfängen an überblicken zu können, muß man bis auf seine Schuljahre zurückgehen. Dieser früher so gut wie unbekannte Lebensabschnitt Schumanns bis zu seinem Abgange nach der Universität steht uns jetzt klarer als vorher vor Augen, nachdem ihn Max Kalbeck zum Gegenstand einer biographischen Studie*) gemacht hat, die sich auf den handschriftlichen Nachlaß Schumanns stützt und eine Fülle neuen Stoffes enthält.

Nachdem Schumann zuerst in der Privatschule des Archidiaconus Dr. Döhner in Zwickau eine ausgezeichnete Vorbildung in den Elementarwissenschaften empfangen hatte, kam er Ostern 1820, nicht ganz zehn Jahre alt, aufs Gymnasium. Hielt er auch, da er in der normalen Dauer von acht Jahren das Gymnasium durchmachte, mit seinen Schulkameraden im Durchgang durch die Klassen so ziemlich gleichen Schritt, so war er ihnen doch in vielen Dingen von Anfang an weit voraus.***) Auch in der Wissenschaft ging der frühreife,

*) Aus Robert Schumanns Jugendzeit. Ein biographisches Blatt von Max Kalbeck (in A. Edelingers Oesterreichischer Rundschau von 1883).

**) Das älteste Schriftstück von Schumanns Hand, das wohl überhaupt erhalten geblieben ist, ist ein Stammbuchsblatt des elfjährigen Quartaners, geschrieben für seinen Schulfreund, den nachherigen Kaufmann C. F. L. Köhler in Zwickau. Es kam nach dem Tode desselben (1877) in den Besitz seines Schwiegersohnes, des Musikdirektors P. Fischer in Zittau, und lautet:

Alles, alles kann man kaufen,
Freunde nur und Freude nicht.

Zwickau
den 14 May
1821.

Wenn Du diese wenigen Zeilen
liest, so gedenke Deines auf-
richtigen Freundes

Robert Schumann.

Ein andres Albumblatt stammt aus seiner Tertianerzeit und ist an Emil Herzog (später Dr. med. in Zwickau) gerichtet. Es lautet:

mit ungewöhnlichen Fähigkeiten ausgestattete Knabe seinen eignen Weg. Wo andre der gründlichsten Unterweisung und der angestrengtesten Vorstudien bedürft hätten, da genügte ihm eine Andeutung, ein Wink, ein Versuch, um Außerordentliches zu leisten. Neben dem musikalischen hatte sich frühzeitig ein sehr bemerkenswertes Sprachtalent und zugleich mit diesem ein feines Gefühl für metrische Formen geltend gemacht; das erstere war ein Erbteil der Mutter, das letztere hatte er vom Vater ererbt.

Die Mutter, eine grundmusikalische Natur, obwohl sie keine Note lesen konnte, gab hauptsächlich die Veranlassung, daß Robert mit sieben Jahren dem Organisten Bacc. Kuntsch zum Klavierunterricht übergeben wurde. Der Unterricht hörte 1825 auf, da Robert seinem Lehrmeister (der seinen Schüler übrigens sehr liebte) über den Kopf gewachsen war und auf eigne Hand Klavier spielte, phantasirte und komponirte. Während die Mutter die Beschäftigung des Knaben mit Musik rein als dilettantische Liebhaberei ansah und sich entschieden dagegen erklärte, daß er darin seine Lebensaufgabe finden solle, glaubte der weiter und freier denkende Vater seinen Sohn der Künstlerlaufbahn zuführen zu müssen. Er hatte sogar schon Unterhandlungen deswegen mit C. M. von Weber angeknüpft, die aber durch Webers Abreise nach London ins Stocken geriethen. Der Plan wird alsdann in den Hintergrund getreten, der Vater wohl auch an dem eigentlichen Beruf des Sohnes irre geworden sein, da sich dieser inzwischen von der Musik zur Poesie abzuwenden schien. Das sah der Vater, der die eignen schriftstellerischen Neigungen seinem buchhändlerischen Berufe hatte unterordnen müssen, jedenfalls nicht ungerne. Er nährte den für alles Schöne empfänglichen Sinn des Sohnes mit klassischer Lektüre und zog ihn auch zur Mitarbeit an eignen litterarischen Arbeiten heran. Seine Buchhandlung bot Bildungsmittel in verschwenderischer Fülle und Auswahl, die der geweckte und wißbegierige Knabe mit Leidenschaft ergriff, sodaß er sich binnen kurzer Zeit im Zusammenhange aneignete, was sonst nur langsam und bruchstückweise erworben zu werden pflegt.

An teilnehmenden Genossen fehlte es ihm bei seinen poetischen Bestrebungen nicht. Wie er der Leiter eines aus seinen Kameraden gebildeten Orchesters

Solem e mundo tollere videntur, qui amicitiam e vita tollunt, qua a Diis immortalibus nihil amabilius nihil jucundius.

Cic. Laelius

Zwickau
am 20^{ten} Januar Sansouci vivat!
1823

Bei diesen wenigen Zeilen denke
an Deinen treuen Freund u. Mitschüler
Rob Alex. Schumann.

Discp: classis tertiae Lycei Zwickaviensis.

Mit Sansouci bezeichneten die Schulkameraden eine Höhle außerhalb der Stadt, wo sie ihre „Robinsonaden“ aufführten. Das Blatt enthält auch die Zeichnung einer Wage, deren Bedeutung aber Dr. Herzog nicht mehr anzugeben wußte.

war, so stand er auch schon als Fünfzehnjähriger an der Spitze eines litterarischen Vereins. Daß zu dieser Zeit seine dichterische Thätigkeit vor der musikalischen die Oberhand gewonnen hatte, bestätigt der Umstand, daß von den ersten Kompositionen nichts erhalten ist (Schumann selbst weiß nicht einmal genau die Zeit ihres Entstehens anzugeben), während eine beträchtliche Sammlung poetischer Versuche vorliegt mit einem sorgfältig geführten Protokoll und einem Verzeichnis der Mitglieder des litterarischen Vereins.

Dieser Verein bestand drei Jahre hindurch und hielt dreißig Sitzungen ab, von denen die erste am 12. Dezember 1825, die letzte im Februar 1828, also kurz vor Schumanns Abgange nach der Universität, stattfand. In den von Schumann entworfenen Vereinsatzungen heißt es: „Ist es jedes gebildeten Menschen Pflicht, die Litteratur seines Vaterlandes zu kennen, so ist es ebenso die unsrige, die wir doch schon auf höhere Bildung Ansprüche machen wollen und müssen, die deutsche nicht zu vernachlässigen und mit allem Eifer zu streben, sie kennen zu lernen. Der Zweck dieses Vereins soll daher sein eine Einweihung in die deutsche Litteratur.“ Diesen Zweck zu erreichen, werden, wie es weiter heißt, „nach der Reihe die Meisterstücke unsrer Dichter und Prosaisker vorgelesen, in jeder Sitzung eine Biographie von irgend einem berühmten Manne beigelegt, die Meinungen darüber gesagt, die Ausdrücke, die man nicht versteht, erklärt, auch wohl eigne Gedichte den Mitgliedern zur Kritik übergeben.“ Was der eifrigen Schar und vor allem ihrem ehrgeizigen Anführer als Ideal vorschwebte, erklärt die in die Satzungen eingeschobene verheißungsvolle Bemerkung: „Aus eben solchen Vereinen sproßten Uz, Cramer, Meißt, Hagedorn und andre große Männer, die in der deutschen Litteratur ewig mit goldnen Schriftzügen aufgezeichnet werden, hervor.“ Also nicht Mozart oder Beethoven, sondern einer der Hainbündler oder Anakreontiker war das Vorbild des fünfzehnjährigen Schumann. Bezeichnend ist die Auswahl der zum Vortrage gebrachten Stücke. Von Schiller wurden sämtliche Dramen mit verteilten Rollen gelesen — der Vorsitzende behielt dabei natürlich die besten für sich —, und Größen zweiten und dritten Ranges wie Weiße, Rosgarten, Niemeyer, Houwald, Meißner, Collin, Gleim, Raupach, Schulze u. a. standen auf jeder Tagesordnung. Dagegen fehlt der Name Goethe ganz. „Goethe versteh ich noch nicht,“ bekannte Schumann im März 1828; erst in spätern Jahren wurde er ein begeisterter Verehrer Goethes. Jean Paul kommt erst im letzten Jahrgange mit zwei Phantasiestücken vor und streitet mit den Paränesen des Philologen F. W. Thiersch um den Vorrang, nahm freilich nach kurzer Zeit den „ersten Platz“ bei Schumann ein und wurde „selbst über Schiller“ gestellt.

Entfernten diese vielfältigen, mit Ernst und Eifer getriebenen Nebenbeschäftigungen den Knaben von den Schulwissenschaften, so brachten ihn seine dem Lehrplan vorausseilenden Studien der klassischen Sprachen wieder dahin

zurück. Es kam ihm zu gute, daß er lange bevor seine Mitschüler in der Lage waren, die griechischen und lateinischen Dichter in der Ursprache zu lesen, die Lieder des Anakreon, die Idyllen des Bion, des Theokrit und des Moschus in den Versmaßen der Originale ins Deutsche übertragen hatte, und als er die schwierigeren Formen des Horaz und der griechischen Tragiker beherrschen lernte, verfügte er über eine Gewandtheit, Sicherheit und Freiheit des Ausdruckes, die weniger seine Poesie als seine von Jean Paul erweckte und beflügelte Prosa über das Gewöhnliche hinaus hoben. Man lese nur die ersten in den „Jugendbriefen“ veröffentlichten Schreiben des siebzehnjährigen Primaners an seinen ihm schon 1827 nach Leipzig vorangegangenen Freund Flechsig!

Tief erschüttert wurde Roberts Herz durch zwei Unglücksfälle, die sich kurz nach einander im elterlichen Hause ereigneten: seine um drei Jahre ältere Schwester Emilie erkrankte im Jahre 1826 am Typhus und verfiel einer unheilbaren Gemütskrankheit; bald darauf, am 10. August, starb sein Vater, während die Mutter zur Kur in Karlsbad war. Schumann gedenkt dieser Ereignisse in seinen Tagebuchaufzeichnungen: „Das ganze Jahr flog mir wahrlich wie ein Traum hin. Hier hatte ich wahr geträumt, dort hatte ich die ernste Wahrheit gefunden. Zwei geliebte Wesen wurden mir entrisen, das eine mir teurer als alles, auf ewig, das andre in gewisser Hinsicht auch auf ewig. Ich zürnte damals dem Schicksal, jetzt kann ich ruhiger über alles nachdenken, und siehe, ich erkenn' es klar, das Schicksal hat es doch gut gemacht. Ich war eine aufgeschäumte Woge, ich rief im Reigen: Warum muß gerade ich so von den Stürmen herumgeschleudert werden? und wie der Sturm nachgelassen, da ward die Welle reiner und klarer, und sie sah, daß der Staub, der auf dem Boden lag, fortgerissen war, sie selbst aber auf lichtem Sande schaukelte. Ich habe viel erfahren, ich habe das Leben erkannt. Ich habe Ansichten und Ideen über das Leben bekommen, mit einem Worte, ich bin mir heller geworden.“

Nicht lange nachher trat der schüchterne Gymnasiast in eine neue, bedeutungsvolle Zeit ein, die auch auf seine Trauer mildernd einwirkte — in die Zeit der ersten Liebeschwärmereien. Zwei anmutige Mädchengestalten, Nanni und Liddy, nahmen kurz nach einander — oder wohl richtiger gleichzeitig — das von Sehnsucht erfüllte Herz des siebzehnjährigen Säuglings gefangen. Er selbst hat die Geschichte seines Lebens in einer ganz im Geist und Stil Jean Pauls gehaltenen Erzählung (Juniabend und Sulytage) niedergelegt. Die lose an einen dünnen Faden gereihten Kapitel dieser seltsamen Geschichte sind unerschöpfliche Veränderungen desselben Ereignisses, sofern man eine Anzahl in überschwänglichen Ausdrücken abgefaßte Gefühlsergüsse mit wirklichen Vorgängen zusammenbringen darf. Das Ganze könnte eine Apotheose des Schweigens genannt werden. Zwei Paare von Freunden und Freundinnen wandeln durch das idyllische Gefilde einer weltfernen Insel. Die

Natur spricht zu ihnen, sie aber schweigen und sehen einander nur verständnisinnig und selig in die Augen. In der Einleitung zu diesen Stimmungsbildern glaubt man Eusebius reden zu hören: „Es giebt eine Zeit im Jünglingsleben, wo das Herz nicht finden kann, was es will, weil es vor Sehnsucht und Freudenthränen nicht weiß, was es sucht. Es ist jenes heilig hohe, stumme Etwas, welches die Seele vor ihrem Glück ahnt, wenn das Auge des Jünglings träumerisch in die Sterne blickt und die lächelnden anweint, aber freudig, und wenn er stockend und sinnend am Wasser geht, unter Blumen ruht, Rosen sucht und Gänseblumen auszupft. Wo er lächelnd nachsinnt und entzückt sagt: Ach, warum gab mir denn noch kein Mensch eine solche Blume? warum liebt mich denn kein Mensch? Jeder muß ja einmal eine Zeit gehabt haben, wo er inniger an den Blumen und Sternen hängt, und wo alles um ihn von einem milden rosigen Morgenzwielichte beleuchtet wird, das eine Sonne verbürgt, die bald aufgeht.“

Zuerst hatte es ihm Nanni angethan. Als er wenige Wochen nachher von der schönen und stolzen Liddy bezaubert war, schrieb er in sein Tagebuch: „Muß ich hier schwärmen, so kann es nur rein platonisch sein. Die seligsten Träume schaffen mir oft das göttliche Mädchen herbei. Wenn die Wahrheit traurig ist, warum sollte man nicht heiter in den Träumen, die uns lieblich das Ideal unsrer Herzen hervorgaukeln, die Göttlichkeit glücklicherer Tage vorempfinden?“ Er fühlt das Bedürfnis, zu sprechen, ein Tagebuch zu führen, will aber nicht Tag für Tag die Wichtigkeiten seines unbedeutenden Lebens eintragen, sondern dem frohgenossenen Augenblicke Dauer verleihen und über sein Inneres nachdenken. „Und so will ich in den Minuten meiner nächtlichen Muße mein Leben aufzeichnen, um einst in späteren Jahren, mag ich glücklich oder unglücklich sein — und leider sagt mir das letztere eine bange Ahndung vor — meine Ansichten und Gefühle mit den vergangenen und sonstigen zu vergleichen und zu sehen, ob ich mir, meinen Gefühlen und meinem Charakter treu geblieben bin.“ Der schwermütigen Grundstimmung seiner Natur, die schon hier zuweilen zum Ausbruche kommt, entsprechen die Worte: „In traurigen Zeiten werde ich meines Glückes gern gedenken, ich habe schon gelebt, und glücklich kann man nicht immer sein.“

Die zarte Neigung zu der hübschen Liddy war von kurzer Dauer. Sein geträumtes Ideal fand Schumann nicht in ihr. „Liddy ist eine engherzige Seele — schrieb er an Flechsig —, ein einfältiges Mägdlein aus dem unschuldigen Utopien: keinen großen Gedanken kann sie fassen; dies sag ich nicht als ein Fuchs, der die Rebe nicht erschnappen kann und deshalb die Traube schlecht nannte, weil sie für seinen Schnabel zu hoch gewachsen war; wenn man sie im Karlsbader Sprudel zu einer weißen karrarisch-marmornen Anadyomene versteinern könnte, so müßte sie jeder wahre und feine Kunstkenner für eine weibliche Schönheit erklären; aber wie steinern müßte sie sein und — kein

Wort sprechen.“ Die Ernüchterung des jungen Schwärmers war vollständig, als er die Geliebte ein paar Wochen später in Tepliz wieder sah. „Der Traum ist aus! und das hohe Bild des Ideals verschwunden, wenn ich an die Reden denke, die sie über Jean Paul führte. Lasset die Toten ruhen!“

Damit endete das Idyll. Vergessen hat es Schumann übrigens nicht. Im Dezember 1840 legte er sich ein Oktavheft an, das er gewissermaßen zum Aufgabenbuch der Zukunft bestimmte und Projektenbuch nannte. Darin findet sich neben allerlei theils ausgeführten, theils unausgeführt gebliebenen Kompositionsvorwürfen, litterarisch-musikalischen Plänen, Anregungen und Notizen auch das Schema eines autobiographischen Abrisses mit dem Schlußvermerk: „Schrieb's am 19. April 1843 in Leipzig.“ In dieser Skizze sind *Nanni* und *Liddy* mit ihrem vollen Namen verewigt und dick unterstrichen — eine Auszeichnung, die auf ihre besondere Bedeutung hinweist.

Die dichterische Produktion Schumanns bestand, wie die erhalten gebliebenen Jugendblätter zeigen, neben den schon erwähnten, zum Teil vortrefflich gelungenen metrischen Übersetzungen aus lyrischen Gedichten, dramatischen Anläufen und Prosafragmenten, deren Manuskripte hie und da mit dem Pseudonym „Robert an der Mulde“ und „Robert Alantus“ versehen sind. Im Jahre 1826 wandte sich Schumann mit dem sehr bescheiden vorgebrachten Ansuchen an den Hofrath Winkler (Theodor Hell) um Aufnahme einiger Gedichte in die Dresdner „Abendzeitung.“ Die Bitte scheint nicht erfüllt worden zu sein, wenigstens enthält der Jahrgang 1826 der Abendzeitung kein Gedicht unter einem der genannten Pseudonyme.

Auch von größern poetischen Arbeiten aus dieser Zeit liegen Bruchstücke vor: von einem Drama mit Chören „Coriolan“ (nach dem Vorbilde der „Braut von Messina“) und von einer Tragödie „Die beiden Montalti.“ Beide Stücke scheinen nicht weit über die ersten Szenen hinausgekommen zu sein; von dem erstgenannten sind acht Seiten mit 114 Versen, von dem zweiten fünf Seiten mit 220 Versen erhalten. Ein dritter dramatischer Versuch, der unter unmittelbarem Einfluß von J. Werners „Vierundzwanzigstem Februar“ und Müllners „Schuld“ steht und eine überaus gräßliche Begebenheit behandelt — „Die Brüder Landendörfer“ —, ist nur im ersten Entwurf vorhanden.

Wie Schumann damals über seine dichterische Begabung dachte, sagt sein Tagebuch an einer Stelle, wo er sich und einige seiner Freunde kurz schildert und zunächst auf ihre poetischen Fähigkeiten hin prüft, die ihm für die Wertbestimmung in erster Linie in Betracht zu kommen schienen. „Was ich eigentlich bin, weiß ich selbst noch nicht klar. Phantasie, glaub ich, habe ich, und sie wird mir auch von keinem abgesprochen. Tiefer Denker bin ich nicht; ich kann niemals logisch an dem Faden fortgehen, den ich vielleicht gut angeknüpft habe. Ob ich Dichter bin — denn werden kann man es nie —, soll die Nachwelt entscheiden.“ Bei der folgenden Tagebuchstelle denkt man

an den künftigen Musiker, dem es gegeben war, auch das Unsagbare zum Ausdruck zu bringen. Schumann schreibt, er sei unendlich wehmütig gestimmt von einem poetischen Stoff, den er bearbeiten wolle; die Worte zerflößen ihm zu Thränen, und er müsse schließen, noch ehe er recht begonnen, weil „es ihn zu stark angriffe.“ „Es ist sonderbar, daß ich da, wo meine Gefühle am stärksten sprechen, aufhören muß, Dichter zu sein; ich kann wenigstens da nie zusammenhängende Gedanken niederschreiben. Wo aber mein eignes Selbst nicht mitzufühlen braucht, wo nur die Phantasie herrscht, dichte ich freier, leichter und besser. Hierin bin ich ganz mit mir eins. So wäre es mir nicht möglich, ein Gedicht an Liddy zu machen. Ich empfinde fast zu sehr dabei; Empfindungen sind sprachlos.“

Die Ausarbeitung der dramatischen Pläne wurde wahrscheinlich aufgegeben, als Schumann von Sean Paul und Franz Schubert gefesselt wurde, deren Bekanntschaft er selbst als das „Hauptereignis seines achtzehnten Jahres“ bezeichnete. *)

„Meine Camöne schlummert,“ schrieb er im August 1827 an Flechsig, „einmal war sie selig erwacht — o, des kurzen, aber schönen Augenblicks! — jetzt träumt sie nur manchmal noch, und wenn sie erwacht, weiß sie die Träume nicht mehr, und so schlummert sie wieder ein, träumend, fühlend, empfindend, der toten Worte ledig, in die sie ihr Gefühl bannen soll. Aber auch ihr Schlummer ist schön wie der Schlaf der Jungfrau, die glücklich liebt, und deren ruhige Züge die goldene Vergangenheit im Traume himmlisch verklärt.“

Durch Sean Paul wurde Schumann zu Prosadichtungen angeregt. Außer den schon erwähnten „Juniusabenden“ ist der Anfang eines Romans „Selene“ erhalten geblieben; beide lassen die sich wieder geltendmachende Hinneigung Schumanns zur Musik erkennen.

Endlich aber sollte seine musikalische Natur siegreich zum Durchbruch kommen, als ein gütiges Geschick ihn einer talentvollen Frau zuführte, deren seelenvoller Gesang wie eine überirdische Offenbarung auf ihn wirkte. Im Frühjahr 1827 kam Agnes Carus, die junge Frau eines in Colditz lebenden Arztes, zum Besuch nach Zwickau. Sie war, wonach Schumann sich bisher vergebens gesehnt hatte, eine durch und durch musikalische, der feinigen gleichartige Natur, an Bildung, Geschmack und Kenntnissen der Zwickauer Dilettantenwelt weit überlegen. Aus ihrem künstlerisch geschulten Gesange sprach die Empfindung einer feinen, von dem Gewöhnlichen sich abwendenden Seele.

*) Vergl. G. Kastner über Schumann in der Revue et Gazette musicale de Paris vom 21. Juni 1840. Die Skizze enthält einige biographische Einzelheiten, die unzweifelhaft nach Schumanns eignen Angaben niedergeschrieben sind. Bemerkenswert ist, daß Kastner am Schlusse ausspricht, Schumann werde im Orchester das geeignetste Feld für seine Befähigung finden. Schon nach Verlauf eines halben Jahres machte das Schumann thatsächlich wahr.

Franz Schuberts Tonweisen waren es, die Schumann zuerst von ihren beredten Lippen vernahm. Stunden und Tage verbrachte er am Klavier, um mit der schwärmerisch von ihm verehrten Frau vierhändig zu spielen oder sie zu ihren Liedern zu begleiten.

In dem Hause, das diese unvergleichlichen Genüsse darbot, war Schumann schon längere Zeit heimisch. Es gehörte dem kunstsinigen Oheim des Goldiger Arztes, dem Geschäftsführer der großen Devrientschen Fabrik, Karl Erdmann Carus. An den Namen dieses „würdigen Mannes“ (so schrieb Schumann später in seinem Nekrolog,*) „der bis zum letzten Hauch ein treuer Verehrer der Kunst, ein warmer Freund der Künstler war,“ knüpften sich für ihn „die teuersten Jugenderinnerungen.“

„War es doch in seinem Hause, wo die Namen Mozart, Haydn, Beethoven zu den täglich mit Begeisterung genannten gehörten, in seinem Hause, wo die sonst in kleinen Städten gar nicht zu hörenden selteneren Werke dieser Meister, vorzugsweise Quartette,**) mir zuerst bekannt wurden, wo ich oft selbst am Klavier mitwirken durfte, in dem den meisten vaterländischen Künstlern gar wohlbekanntem Carusschen Hause, wo alles Freude, Heiterkeit, Musik war.“ Dies wird von anderer Seite bestätigt und namentlich hervorgehoben, daß Carus mit richtigem und geübtem Blick oft bei jungen Leuten seiner Umgebung die in ihnen schlummernden Talente entdeckt, sie darauf aufmerksam gemacht und zu deren Ausbildung ermuntert habe.***) Auch Schumann erfuhr solche freundliche Aufmunterung, und es entsprach ganz seinem dankbaren Gemüt, daß ihm der Name seines „väterlichen Freundes“ zeitlebens „lieb und teuer“ blieb. Von seiner Anhänglichkeit zeugt ein Gedicht, das er 1838 an Carus sandte, als dieser das Doppelfest seiner silbernen Hochzeit und der Verheiratung seiner Tochter Josephine feierte. Es lautet:

Herrn und Madame Carus,
Herrn und Madame Bamberger
zur freundlichen Erinnerung.

Zum 24. August 1838.

Der einst in Eurem Kreise
Wie Kind vom Hause war,
Bringt heut' so innig wie leise
Euch seine Wünsche dar.

Ihr habt ihn gern gelitten,
Wenn er in kindischem Flug

*) Neue Zeitschrift 1843, Bd. XVIII, S. 27.

**) Carus selber beteiligte sich daran als Geiger.

***) So geschah es z. B. mit den Brüdern Karl und Emil Devrient, die anfänglich für den Kaufmannsstand bestimmt und in der Fabrik ihres Zwickauer Oheims beschäftigt waren.

Nach oben, unten und mitten
 Euch das Klavier zererschlug.

Die Zeit läßt nimmer sich halten:
 Das Mädchen ward eine Braut,
 Zum Jubelpaar die Alten,
 Der Mann zum Bräutigam traut;

Und ich, der ins Gedränge
 Der Welt kam — am Altar
 Bring heut ich wieder Klänge,
 Die segnendsten, Euch dar.

Leipzig.

Robert Schumann.

In den Sommerferien 1827 machte Schumann zum erstenmale als sein eigener Herr eine große Reise nach Leipzig, Dresden und Prag. Zugleich folgte er der Einladung des Dr. Carus zu einem Besuch in Colditz. Hoher Eindrücke voll kehrte er nach Zwickau zurück, wo dann im Nachklang der Lieder Schuberts, Spohrs und Wiedebeins, die ihn in Colditz entzückt hatten, die ersten eignen Liederkompositionen (auf Texte von Ernst Schulze und Byron) entstanden. Sein Trieb zu dichterischer Thätigkeit war jetzt entschieden zurückgetreten gegen die Neigung zum Musizieren. Am Klavier saß er täglich, phantasirte und erging sich mit Vorliebe in Schuberts A moll-Sonate, Bachs G dur-Variationen und Mendelssohns Fis moll-Capriccio. Mit Begeisterung gedenkt er in seinem Tagebuch des Mendelssohnschen Werkes, worin er einen ganz neuen Geist der Musik sprechen hörte.

Kurz vor seinem Abgange nach der Universität Leipzig (Ostern 1828) verfaßte er einen Auszug aus alten Tagebüchern unter dem Titel „Extrahirte Quintessenzen aus Jugendsünden oder richtige und verkehrte Meinungen des armen Studiosus Jeremias.“ Eine Stelle aus dem Jahre 1826 lautete: „Es giebt Stunden, wo alle Saiten unsers menschlichen Fühlens zu einem solchen weichen Moll-Akkord gespannt, alle Gefühle bei allen verstockten und guten Sündern — denn das sind wir alle — zu einer solchen Wehmut gestimmt werden, daß die rinnende Thräne mehr die der Trauer als die der Freude anzudeuten scheint. Sinne oft nach, welches der rührendste Moment, wo die verschiedenartigsten Gruppen der Freude und der Trauer, wo die göttlichsten Szenen des menschlichen Seins sich wahrhaft formen, wo alle mitfühlen müssen, weil sie alle beteiligt sind, wo sich die ganze Menschheit, Freudenthränen im Auge, umarmt, wo jeder jenes große »Seid umschlungen, Millionen« zu fühlen, zu empfinden glaubt — welches dieser Augenblick sei.“ Beim Abschreiben dieser Stelle setzte er hinzu: „Klingt nach Jean Paul, aber er war mir da noch verhüllt, vielleicht daß ich ihn schon ahnte.“

Sein Reisetagebuch von 1827 überarbeitete er ebenfalls und nannte es „Jünglingswallfahrt.“ Leider ist uns nur der Anfang davon erhalten, und

gerade da, wo mit der Ankunft in Goldzig die wichtigste Station erreicht war, bricht die lebendige Schilderung ab.*)

Von den litterarischen Arbeiten, zu denen Schumann während seiner Schulzeit herangezogen wurde, sind zunächst die „Bildnisse der berühmtesten Menschen aller Völker und Zeiten“ zu nennen, ein Lieferungswerk, das von 1818 bis 1828 in seines Vaters Verlage erschien, und dessen biographischer Text teilweise von Robert geschrieben worden ist. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß er poetische Beiträge für die von seinem Vater herausgegebenen „Erinnerungsblätter“ lieferte. In den letzten Jahren war er an der von seinem Bruder Karl in Schneeberg verlegten neuen Ausgabe von G. Forcellinis *Totius latinitatis thesaurus* beschäftigt. Er mußte „tüchtig mit korrigiren, exzerpiren, aufschlagen, die Gruterischen Inschriften durchlesen,“ er hatte „die ganze Bibliothek durchstöbern müssen und viele ungedruckte Kollektaneen von Gronow, Gräve, Scaliger, Heinsius, Barth, Daum u. gefunden. Die Arbeit ist interessant, setzt er in seinem Briefe an Flechsig hinzu, man lernt viel daraus, und mancher Pfennig fließt mehr in die Tasche. Ich bekomme einen Thaler für jeden Druckbogen; übrigens arbeiten alle ausgezeichneten Philologen daran.“

Auch mit musik-philosophischen Untersuchungen muß sich Schumann schon während seiner Schulzeit befaßt haben. Er erwähnt das flüchtig in einem Briefe (Heidelberg, den 9. November 1829) an Wieck. „Schon seit Jahren fing ich eine Ästhetik der Tonkunst an, die ziemlich weit gediehen war, fühlte hernach aber recht wohl, daß es mir an eigentlichem Urteil und noch mehr an Objektivität fehlte, sodaß ich hie und da fand, was andre vermißten, und umgekehrt.“ Davon scheint aber nichts erhalten zu sein.

Von Dichtungen aus Schumanns letzten Schuljahren sind zwei Gelegenheitsdrucke erhalten geblieben: Hochzeitsgedichte für seine Brüder Karl (22. April 1827) und Julius (15. April 1828). Als eines der zuletzt entstandenen wird „Tassos Tod“ genannt, das aber nicht mehr vorhanden ist.

Am 15. März 1828 bestand Schumann, noch nicht achtzehn Jahre alt, die Reifeprüfung mit dem Zeugnis *eximie dignus* und bezog die Universität Leipzig, um auf den Wunsch seiner Mutter Jura zu studiren, „innerlich aber fest entschlossen, ausschließlich Musik zu betreiben.“**) Seinem Freunde G. Rosen (in Heidelberg) gesteht er in der ersten Zeit, noch keine Vorlesung besucht, „ausschließlich in der Stille gearbeitet, d. h. Klavier gespielt, etliche Briefe und Jean=Pauliaden geschrieben zu haben.“ Unterm 13. Juni schreibt er der

*) Nach der Übersiedlung des Dr. Carus nach Leipzig (1828) setzte Schumann den anregenden Verkehr in seinem Hause fort — wo man ihn nach wie vor mit dem Scherznamen „Fridolin“ nannte. Dem ihm so wohlwollend gesinnten Ehepaare verehrte er gleich nach der Veröffentlichung die *Fis moll*-Sonate und die *Kreisleriana* — jetzt ein umso wertvolleres Besitz der Familie, als die ersten Ausgaben äußerst selten geworden sind.

**) Rastners biographischer Aufsatz.

Mutter: „In einem benachbarten Dorfe Zweinaundorf, in der schönsten Umgebung von ganz Leipzig, bin ich oft ganze Tage allein gewesen und habe gearbeitet, gedichtet u.“ In Heidelberg (Ostern 1829 bis Michaelis 1830) war es wohl nicht viel anders. Sein Studienfreund in jener Zeit, der musikalisch sehr begabte August Lemke aus Danzig, sagt in seinen handschriftlichen Erinnerungen an Heidelberg, daß Schumann schon damals „seinen Beruf zum hervorragenden Musiker“ offenbart habe. „Im Konzert des Musikvereins erfreute er die Zuhörer durch glänzenden Vortrag der Variationen von Moscheles über den Alexandermarsch. Er schrieb damals die seinigen über das Thema: Abegg.*) Nebenher trieb er litterarische und dichterische Studien und erfreute in unsern Privatzusammenkünften mit Weber aus Triest, G. Rosen, Schrey und Leo Wolf uns durch lyrische und musikalische Ergüsse. Sein Charakter war ernst aber liebenswürdig, doch herrschte schon damals die Neigung zum Romantischen, zuweilen Exzentrischen bei ihm vor, und seine Lebensweise war nicht immer geregelt.“ Schumanns Briefe an seine Mutter berichten mehrfach über Dichtungen. So nach ihrem Geburtstag. „Ich wollte Dir einen ganzen Liederfranz widmen, bin aber nur bis zum vierten gekommen, will sie aber Dir nächstens schicken“ (4. Dezember 1829). „Manchmal kommt auch wieder einmal ein Gedicht ans Leben; macht Dir's Vergnügen, so schick ich Dir hier und da eines“ (24. Februar 1830). „Meine Idylle ist einfach und zerfällt in Musik, Jurisprudenz und Poesie“ (1. Juli.)

In Leipzig, wohin Schumann Michaelis 1830 zurückgekehrt war, um sich nun ganz der Musik zu widmen, trat er 1831 zuerst als Kritiker auf mit der Anzeige der Chopinschen Variationen in Finks „Allgemeiner musikalischer Zeitung.“ Darauf brachte Herloßjohns „Komet“ von 1832 und 1833 musikalische Aufsätze von ihm, das Leipziger Tageblatt von 1832 bis 1835 (und noch einmal 1840) einzelne Konzertankündigungen oder Berichte. Die „Neue Zeitschrift für Musik“ trat am 3. April 1834 ins Leben, nachdem Schumann kurz vorher noch eine Nebenarbeit übernommen hatte: die musikalischen Artikel für Herloßjohns Damen-Konversationslexikon. Er schrieb dreiundsechzig kurze Artikel zu den Buchstaben A, B und C, Band und Ortlepp lieferten die Fortsetzung. Die 1837 von R. Glaser begründete Prager Zeitschrift „Ost und West“ führte in ihren Ankündigungen unter den außerösterreichischen Mitarbeitern auch Schumann mit auf. In den ersten beiden Jahrgängen (die spätern waren mir nicht erreichbar) habe ich aber nichts von ihm auffinden können.

Da über die Leipziger Zeit Schumanns, die den wesentlichsten Teil seiner schriftstellerischen Thätigkeit umfaßt, bisher nur Unzureichendes bekannt geworden

*) Ein Stammbuchblatt Schumanns an Lemke enthält in zierlichster Kleinschrift das Abegg-Thema in Form von zwei Halbbogen, deren Basis die Klavierbegleitung auf je zwei Systemen bildet. Darüber steht: Je ne suis qu'un Songo und das Datum: Heidelberg 29. Aug. 30.

ist, so sei es gestattet, von den Aufzeichnungen persönlicher Freunde Schumanns hier einiges mitzuteilen, das wenigstens bezeugt, mit welcher Liebe und Hochachtung diese Freunde ihm zugethan waren.

Sterndale Bennett war dreimal in Leipzig: vom 29. Oktober 1836 bis zum 12. Juni 1837, vom 16. Oktober 1838 bis zum 2. März 1839 (während Schumann in Wien war) und vom 12. Januar bis zum 7. März 1842. Er führte in dieser Zeit ein Tagebuch, aus dem mir sein Sohn, Herr Direktor James Sterndale Bennett in Derby, folgendes mitgeteilt hat. „Ging gestern abend [den 3. November 1836] zum Abendessen ins Hotel de Baviere, wo ich zwei meiner neuen Freunde traf — die Herren Schumann und Franck und einen andern Musiker, der mir fremd war. Wir wurden aber bald Freunde bei einem Glase Sekt. — Ich kam um elf in meiner Wohnung an, was hierzulande für ungeheuer spät gehalten wird. Heute werde ich als Abonnent im Hotel de Baviere anfangen.“ In den nächsten Wochen folgen Bemerkungen über Besuche bei und von Schumann und über gemeinschaftliche Spaziergänge. Schumann führte Bennett bei Ristner (seinem spätern Verleger) und bei Frau Henriette Voigt ein. Unterm 28. November heißt es: „Ging heute zu Schumann, um ihn zu besuchen, da er sehr krank ist.“ Auch nach der Heimat berichtet Bennett über seine Bekanntschaft mit Schumann. An den Kritiker James Davison in London schreibt er: „Ich habe einen Freund gefunden, der ganz nach deinem Herzen sein, der mit dir die ganze Nacht wachen und rauchen und plaudern würde: sein Name ist Robert Schumann.“ Es wird dadurch aufs neue bestätigt, daß Schumann in seinen jungen Jahren keineswegs jene beharrliche Schweigsamkeit zeigte, die später ein Grundzug seines Wesens war. Bei der Erörterung dieses Punktes schrieb mir Herr Bennett: „Mein Vater hat Schumanns nie als eines sehr schweigsamen Mannes erwähnt. Freilich war sein enger Verkehr mit ihm fast nur auf seinen ersten Besuch in Deutschland beschränkt, und Schumann ist vielleicht erst später so schweigsam geworden.“ So war es. Zu den gesprächigen Menschen hat ja Schumann nie gehört, doch wird durch seine Freunde bezeugt, daß er zu Zeiten sehr beredt sein konnte.

Frau Alwine Schlick geborne Jasper, eine intime Freundin der Frau Henriette Voigt, in deren Hause sie Schumann öfter gesehen hatte, erzählte mir, daß Schumann im Familienkreise, in Gegenwart weniger Menschen, sehr unterhaltend und humoristisch gewesen sei; in größerer Gesellschaft habe er sich augenscheinlich unbehaglich gefühlt und sei still gewesen. Einmal habe sie beobachtet, wie er das Bücherbrett gemustert und endlich angefangen habe zu lesen, der Gesellschaft den Rücken zugehend. Wenzel, der während der ganzen Davidsbündlerzeit mit Schumann verkehrte, sprach sich ebenso aus. „Heute haben wir doch einmal über alles gesprochen,“ hatte Schumann wohl gesagt, wenn sie eine besonders angeregte Unterhaltung geführt hatten. Hiller, der

Schumann seit 1839 persönlich kannte, berichtet in seinen „Briefen an eine Ungenannte“ dasselbe (S. 85 u. f.). Auch Herr Professor Eduard Franck, der 1836 und 1837 in Leipzig lebte, äußerte sich in einem Briefe vom 13. Dezember 1890 über Schumanns ungewöhnliche Einfühlbarkeit mit dem Hinzufügen: „Ich erinnere mich aber, daß ich ihn doch einmal bei Gelegenheit eines Besuches, den ich ihm machte, ausnahmsweise gesprächig und mitteilend fand, und daß seine Äußerungen, sowie der liebenswürdige Ausdruck seiner Gesichtszüge mich ganz für ihn einnahmen. . . . Einmal, als ich nach der Mittagsmahlzeit mit ihm spazieren ging und wir beide eine geraume Zeit kein Wort mit einander gesprochen hatten, sagte er: »Es scheint Ihnen zu gehen wie mir, ich mag beim Spaziergehen nicht sprechen,« wobei er offenbar sich nicht bewußt war, wie wenig er auch bei andern Gelegenheiten das Sprechen liebte.“ Hirschbach sagt in einem Briefe vom 22. Mai 1884: „Schumann war ein braver Mensch, echter Künstler, ein Künstler von hoher Eigentümlichkeit. . . . Persönlich hatte ich ihn sehr gern; er war mir im Umgange der liebste aller schaffenden Künstler, die ich kennen gelernt habe, und deren Anzahl ist groß. Gegen mich war er auch nicht verschlossen.“ Musiklehrer A. Schulz in Dresden bemerkt in einem Briefe vom 2. Oktober 1882: „Alle meine Beziehungen zu Schumann beschränken sich auf meine Mitgliedschaft zu dem unter seiner Leitung stehenden Chorgesangverein [1848—1850], und daß ich zu den Wenigen zu gehören das Glück hatte, die er sich auswählte, um mit ihm nach den Gesangübungen noch in irgend einer Restauration ein Stündchen zu verbringen. Wir waren nur wenige (etwa drei bis vier) und meistens dieselben. Denn er war in dieser Beziehung sehr exklusiv, fühlte sich auch unter vielen nicht wohl. So schweigsam er sich im letztern Falle verhielt, so gemüthlich und mittheilend war er, wenn er mit wenigen, für die er Sympathie hatte, zusammen war. Freilich mußte ihn auch der Stoff des Gespräches interessiren, der dann vorwiegend musikalischen Inhalts war. Ich erinnere mich, daß ich ein paarmal von den erwähnten Wenigen der einzige im Verein anwesende war. Ich mußte ihn daher nach den Übungen allein begleiten. Ich sah nicht ohne Besorgnis diesem Zusammensein entgegen, da ich mir nicht zutraute, das Gespräch mit ihm aufrecht erhalten zu können. Doch wider Erwarten ging es vortrefflich: wir sprachen über Musik und Litteratur, namentlich Jean Paul, den er besonders liebte, und mit dem er mich bekannt gemacht hatte. Ich las denselben damals mit Begeisterung, und so hatten wir Stoff genug. Er sagte mir, seine Begeisterung für Jean Paul sei früher so groß gewesen, daß er sich im Schreiben dessen Stil angewöhnt habe. Er sei mit den Werken desselben in alle Häuser gelaufen, um den Leuten daraus vorzulesen.“

Bennetts Tagebuch berichtet unterm 14. Februar 1837: „Meine Duvertüre [Die Rajaden] wurde gestern Abend mit gutem Beifall aufgenommen.“

Ich dirigierte sie selbst (auf Mendelssohns Wunsch) und wußte nicht, wo ich mit meiner linken Hand bleiben sollte. Im zweiten Teile des Konzerts wurden Szenen aus Goethes Faust gegeben mit Musik von einem preussischen Prinzen [Fürsten Radziwill]. Aus diesem Anlaß gingen Schumann, Goethe (der Enkel), Armstrong und Franck mit mir nach Dr. Fausts, d. h. Auerbachs Keller. Es waren da einige wunderbare alte Bilder vom Doktor und vom Teufel, und der Ort machte einen sehr schwefelhaften Eindruck. Mehr will ich darüber nicht sagen.“ An diesem Abende schrieb Bennett den Canon*):

Herr Schumann ist ein guter Mann, er raucht Tabak, als

Herr Schumann ist ein guter Mann, er

nie = mand kann, ein Mann viel = leicht von drei = ßig Jahr mit

raucht Tabak, als nie = mand kann, ein Mann viel = leicht von

kur = ze Nas und kur = ze Haar. (13. Febr. 1837.)

drei = ßig Jahr mit kur = ze Nas und kur = ze Haar.

Auf der Kriehubersehen Lithographie vom Jahre 1839 hat Schumann wirklich kurzes Haar; später trug er es länger und schlicht anliegend.

Mendelssohns Hochzeitstag, den 28. März 1837, feierten Schumann und Bennett durch ein Mittagessen auf einem Dorfe bei Leipzig. Im Mai machten sie mit Walthar von Goethe eine Fahrt nach Zwickau, um Schumanns Mutter zu besuchen. Am Schlusse seines Leipziger Aufenthaltes schrieb

*) Das Original kam (wahrscheinlich durch Schumann) in den Besitz der Wiener Gesellschaft der Musikfreunde.

Bennett in sein Tagebuch (Juni 10): „Schumann ist bei mir eine Stunde gewesen, um eine Flasche Porter zu trinken. Ich bin sehr traurig, von ihm zu scheiden, denn ich glaube, er hat eins der besten Herzen, die ich je gekannt. Mein Herz springt, wenn ich denke, daß ich Montag Leipzig verlasse, doch weiß ich nicht, ob aus Trauer, daß ich von hier fortgehe, oder aus Freude, mein England wiederzusehen.“

Im Jahre 1837 hatte Schumann schon einmal den Gedanken, seine musikalischen Aufsätze in Buchform herauszugeben. Unterm 18. Mai schrieb er an Zuccalmaglio, den „Dorflüster Wedel“ aus seiner Zeitschrift: „Sodann hätte ich einmal bei Ihnen angepöcht, ob wir nicht unsre frühern und zukünftigen Gedanken über Musik, Sie Ihre Wedeliana, ich meine Davidsbündlereien, in einem besondern Doppelwerke ediren wollten. Um manches wäre es schade, sollte es in einer Zeitschrift untergehen. Die Verleger wären nahe und meine Brüder. Es käme dann nur auf eine interessante Form der Verschmelzung an, und wir müßten uns darüber noch weiter verständigen. . . . Oft ist mir, als lebte ich nicht lange mehr, und so möchte ich noch einiges wirken.“ Der Gedanke wurde aber nicht ausgeführt.

(Schluß folgt)



Spanisches



Es war eine wunderbare Zeit, als unsre deutschen Romantiker das Zauberland der spanischen Dichtung neu entdeckten und in feurigen Zungen priesen. Vergessen waren, als Ludwig Tieck an der Übersetzung des „Don Quijote“ Spanisch lernte und August Wilhelm Schlegel Calderons „Andacht zum Kreuz“ und „Standhaften Prinzen“ übersetzte, die Versuche, die schon im siebzehnten Jahrhundert während der Unheilsperiode des dreißigjährigen Krieges gemacht worden waren, den Deutschen den Erfindungsreichtum und die bewegliche Lebendigkeit der spanischen Litteratur zu vermitteln, vergessen die Thatfache, daß von Agidius Albertinus bis zu Moscherosch und Grimme'shausen eine ganze Anzahl deutscher Schriftsteller, namentlich Erzähler, in Ermanglung eines eignen klaren Weges und Zieles den Spuren der Spanier nachgegangen waren. Auch waren die Romantiker in der That die ersten, die Kenntniss von der fast unübersehbaren Breite der spanischen Poesie, der außerordentlichen Volkstümlichkeit dieser Poesie in ihrem Heimatlande erlangten und besaßen. So viel wir